

Karl der Grosse : eine biographische Skizze

Autor(en): **Emil, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853349>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Karl der Große

Eine biographische Skizze

von Ludwig Emil

Die Jugend

Wie im Altertum der Geburtsort Homers, so ist der Karls des Großen vielumstritten. Ebenso wissen wir nichts Gewisses über seine Kindheit und über seine Entwicklung im Knaben- und Jünglingsalter. Aber diese Lücken lassen sich ausfüllen durch das Vorgefühl, das den Historiker der neuen Schule von dem der alten unterscheidet, und das Dokumente, wenn wir sie besäßen, nur bestätigen würden. Auch ist es unserer psychologischen Intuition erlaubt, von den für eine spätere Zeit geltenden Zeugnissen Rückschlüsse auf eine frühere zu machen.

Karl, im Jahre 742, wahrscheinlich am 2. April, geboren, war ein schöner Jüngling von kräftigem Körperbau, dickem, kurzem Nacken, rundlichem Kopf, mit großen blitzenden Augen, stattlicher Nase. Sein Herz war freundschaftlichen Gefühlen offen, sein Verstand scharf, sein Wille unbeugsam. Er war ein Meister der Rede in der fränkischen Muttersprache und brachte es im Lateinischen soweit, daß er sich wie im Deutschen klar und deutlich ausdrücken konnte. Das Griechische verstand er besser als er es sprach. Zu seiner hünenhaften Gestalt – er maß sieben Fuß – schien wie bei Bismarck seine helle, hohe Stimme nicht recht zu passen. Frühzeitig lernte er die Waffen führen und das Roß bändigen. Auch durfte er zum erstenmal seinen Vater Pippin in den Krieg gegen den rebellischen Herzog von Aquitanien begleiten. Ein paar Jahre vorher war er dem Papst Stephan III., der Schutz bei seinem Vater gegen die Langobarden erflachte, zur Begrüßung entgegengesandt worden. Mit den Eltern und mit dem Bruder Karlmann wurde er in der Kirche von St. Denis vor dem Altar von der Hand des Papstes gesalbt und er war Zeuge der Bestätigung der erblichen Königswürde seines Hauses durch den römischen Pontifex. Mußten diese Erlebnisse nicht seine Phantasie aufs tiefste erregen? Mußte er sich nicht sagen: Im Bund mit der Kirche wird unser Geschlecht seine Macht stärken und ausdehnen? Ja, noch mehr: schwebte ihm nicht schon damals das glänzende Bild einer Erneuerung des römischen Kaisertums vor Augen?

Der König

Der Vater Pippin teilte vor seinem Ableben sein Reich zwischen die Söhne Karl, den älteren, und Karlmann, den jüngeren. Aber nicht lange währte ihre Einigkeit. Karlmann, der bei der Teilung den Kürzeren gezogen hatte, grollte Karl. Er ließ sich gegen ihn aufhetzen und weigerte ihm die Heeresfolge bei einem Feldzug gegen die wieder aufständischen Aquitanier. Ohne Zweifel wäre es zum Bruderkrieg gekommen, hätte nicht eine Krankheit Karlmann hinweggerafft. Seine Witwe floh mit ihren Söhnen vor Karl zum Langobardenkönig Desiderius. Karl aber, von den mächtigsten Untertanen seines verstorbenen Bruders anerkannt, wurde Beherrscher des ganzen Frankenreiches. Was er als solcher in Krieg und Frieden geleistet hat, haben wir genugsam auf Schulen und Universitäten gelernt. Belanglos erscheint uns der Hergang der Schlachten und die jeweilige politische Lage. Der Bericht darüber wird daher hier aufs Minimum beschränkt.

Den Feldherrn, dessen strategische Begabung noch nicht genügend gewürdigt ist, sehen wir als Eroberer des langobardischen Königreiches, als Bändiger des bayrischen Partikularismus, als Bezwinger der heidnischen Sachsen, als Gründer der spanischen Mark, als Kämpfer gegen Avaren, Slaven, Dänen. Den Gesetzgeber, dem es schwer werden mußte, altgermanische Freiheit mit den Anforderungen des modernen Kriegsstaates zu vereinigen, finden wir in der Erhaltung der Gauverfassung, in der Bestellung der Grafen als seiner Statthalter, in der Ahndung von Meineid, Raub und Fehdegang, in der Einsetzung der Schöffengerichte, in der Ermäßigung der drückenden allgemeinen Wehrpflicht.

Leider findet sich nur selten Gelegenheit, einen Blick in das Innere des Heerführers und des Staatsmannes zu werfen. Doch fehlt es dem Seelenerforscher nicht an Anhaltspunkten. Man weiß, wie Karl den Sachsen die Religion der Liebe und die Liebe zu dieser Religion beibrachte. Auf der Reichsversammlung zu Lippspringe, wo unter den Häuptern der Besiegten fast allein der tapfere Widukind fehlte, erließ er mit Blut geschriebene Gebote, die jedem Sachsen, der die Taufe ablehnte, den Tod androhte. Als die Sachsen sich aufs neue um ihren Widukind scharten und eine fränkische Heeresschar am Süntelberg vernichteten, erscheint Karl als Rächer mit stärkeren Truppenmassen aufs neue. In Verden an der Aller läßt er 4500 Geiseln, die ihm als Teilnehmer der letzten Erhebung ausgeliefert waren, an einem Tage enthaupten. « Diesen Sachsen, » spricht er zu sich selbst, « die sich an

meinen Glaubensboten vergriffen haben und treubrürlich gewesen sind, muß man die eisengepanzerte Faust zeigen. Ich darf nicht gefühlvoll sein; ich muß zur Abschreckung ein Exempel statuieren.» Aber er weiß auch Milde zu üben, wo eher Strenge am Platz gewesen wäre. Eben während des Sachsenkrieges halten die Söhne zweier Herzoge die nächtliche Wache vor seinem Zelt. Ihn flieht, wie häufig, der Schlaf. Er erhebt sich vom Bett, um das Lager zu durchschreiten und findet sie, leise zurückkehrend, vom Trunk berauscht, wie tot daliegen. Am Morgen beruft er alle Fürsten zu sich und fragt sie: « Welche Strafe verdient der, der das Haupt der Franken dem Feind verraten hat? » « Er hat », sagen einstimmig die Fürsten, « den Tod verdient. » Er aber straft die ungetreuen Wächter nur mit harten Worten und läßt sie unbeschädigt gehen.

Hinsichtlich der Besetzung weltlicher und geistlicher Ämter huldigt er dem Prinzip « Freie Bahn dem Tüchtigen ». Einmal tritt er in eine der von ihm begründeten Klosterschulen und läßt sich die Arbeiten der Schüler vorweisen. Hier finden sich die der Knaben von niedriger Herkunft über alle Erwartung vortrefflich, aber die der Sprößlinge vornehmer Herren ganz jämmerlich. Der weise Karl stellt jene zu seiner Rechten und spricht zu ihnen: « Habt Dank meine Söhne, daß ihr so gut einschlagt. Bleibt dabei und werdet immer vollkommener, dann soll euch zu seiner Zeit mein Lohn nicht fehlen. » « Ihr aber – und hier wendet er sich mit flammendem Blick und zürnender Stimme zur Linken – ihr hochgeborenen Fürstensöhne, ihr zierlichen Püppchen, die ihr auf eure Herkunft und euren Reichtum baut, aber des Wissens nicht not zu haben vermeint, sondern die ihr eure Zeit im Wohlleben mit Spiel und Nichtstun verbringt, wahrlich ich sage euch – und dabei hebt er wie zum Schwur seine Rechte gegen den Himmel – bei Gott, ich gebe nicht viel auf euren Adel und auf euer hübsches Aussehen, seid gewiß, wenn ihr nicht eiligst eure Faulheit durch eifrigen Fleiß wieder gut macht, so habt ihr nie etwas Gutes von mir zu erwarten. » « Ich will », spricht er zu sich, « im Andenken der Nachwelt als ein gerechter König fortleben. Nicht bloß durch Kriegstaten, auch als Friedensfürst will ich mir den Namen des Großen verdienen. »

Der Kaiser

Am Weihnachtsabend des Jahres 800 strahlt die Peterskirche in Rom von Kerzen und Edelsteinen. Karl, angetan mit dem Purpurgewand eines römischen Patricius, kniet betend am Grabe Sankt Peters. Als er

sich erheben will, um zur Messe zu gehen, setzt ihm Papst Leo III., der erst jüngst gegen seine Feinde von ihm beschützt worden, eine goldene Krone aufs Haupt. Alles Volk ruft jubelnd: «Heil und Segen dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Kaiser der Römer Carolus Augustus!» Der Papst wirft sich dem neuen Kaiser huldigend zu Füßen und salbt ihn. Ein großer weltgeschichtlicher Akt war vollzogen. Was ging in Karls Seele dabei vor? War er, wie behauptet worden ist, überrascht, oder spielte er nur den Überraschten? War nicht schon längst von ihm und seinen Vertrauten erwogen worden, daß seiner tatsächlich bestehenden Macht der Beherrschung so vieler Völker des Erdkreises der entsprechende kaiserliche Titel beizufügen sei? Sollte er den Papst Leo, als dieser hilflos in Paderborn vor ihm erschienen war, nicht in seinen Beschluß eingeweiht haben? Wir dürfen es, unserem Vorgefühl trauend, als völlig sicher annehmen. Aber ebenso gewiß dünkt es uns, daß er, Napoleons Geste vorahnend, sich selbst die Krone aufsetzen wollte, statt sie aus der Hand des schlaun Papstes zu empfangen. Indessen, die Basis seiner Macht konnte dadurch nicht weggepascht werden. «Römischer Kaiser bin ich,» sagte er zu sich selbst, jener stolzen Irene in Byzanz zum Trotz, die nach Verdrängung ihres Sohnes unwürdig den kaiserlichen Namen führt, «und römischer Kaiser werde ich bleiben.»

Als Kaiser erläßt er von seinem Herrschersitz zu Aachen aus eine Verfügung, nach der eine Gesandtschaft weltlicher und geistlicher Großen durch sein Reich ziehen soll, um allen Einwohnern desselben einen neuen Treueid abzufordern. Seine Sendboten bereisen regelmäßig alle Gaue des Reiches zur Berufung von Land- und Gerichtstagen, zur Verwaltung der herrschaftlichen Güter, zur Entgegennahme von Klagen des Volkes. Seine Reichstage, die ihn in vollem Glanz seiner neuen Würde zeigen, verkünden für alle seine Lande gültige Rechtsnormen. Der Ruhm seines Namens verbreitet sich bis zum fernen Orient. Harun-al-Raschid, der Held von *Tausend-und-einer-Nacht*, schickt ihm von Bagdad eine Botschaft und kostbare Geschenke, darunter einen Elefanten, Affen, Balsam, Salben, Gewürze. Ein afrikanischer König läßt ihm einen Löwen, einen Bären, Purpur und andere Erzeugnisse seines Landes überbringen. Der Patriarch von Jerusalem begrüßt ihn durch zwei Mönche, Begleiter einer zweiten Gesandtschaft Harun-al-Raschids. Sie überreichen Karl neue wundervolle Gaben: zwei hohe Standleuchter von vergoldetem Erz, eine Wasseruhr aus dem gleichen Metall mit zwölfstündigem Lauf, ein

Lustgezelt, Räucherwerk, seidene Gewänder. Er revanchiert sich durch Gegengeschenke: bunte friesische Mäntel, Rosse und Maultiere, wilde Hunde, tauglich zur Löwen- und Tigerjagd. « Ich bin, » spricht er zu sich, « der geborene Schützer meiner Glaubensgenossen in der Ferne. Es genügt nicht, daß ich ihnen reiche Almosen zuwende, ich muß mich mit ihren Beherrschern auf einen guten Fuß stellen. » Und er erreicht es, daß den Pilgern freier Zutritt zu den heiligen Stätten im Morgenland gewährt, daß ihm selbst der Schutz, wenn nicht gar das Eigentum des heiligen Grabes überwiesen wird.

Die irischen Könige ehren ihn als ihren Oberherrn. Den vertriebenen König von Northumberland führt er in sein Reich zurück. Die Sarazenen in Barcelona und Tortosa unterwerfen sich seinem Sohn. Vom Ebro bis zur Eider, vom Tiber bis zur Raab, vom Atlantischen Ozean bis zur Adria, von der Nordsee bis Benevent erstreckt sich das Reich, das sein mächtiger Wille zusammenhält. Nur von der Seeseite aus scheint es verwundbar. Eines Tages, während Karl in einer am Meer gelegenen Stadt Südfrankreichs bei der Mahlzeit sitzt, zeigen sich normannische Schiffe im Hafen. Karls Gefolge hält sie für fremde Kauffahrer; er aber erkennt sie nach ihrer Ausrüstung und Behendigkeit sofort als Träger der gefährlichsten Feinde und gebietet, sie zu verfolgen. Kaum haben die Normannen erfahren, daß der große Karl am Platze sei, da ergreifen sie schleunigst die Flucht. Er aber steht vom Tisch auf, stellt sich an das Fenster, und der starke Mann weint lange Zeit, ohne daß ihn jemand anzureden wagt. Endlich sagt er: « Wißt ihr wohl, meine Getreuen, warum ich geweint habe? Nicht das befürchte ich, daß diese Toren, diese Nullen mir etwas zu schaden vermögen, aber ich werde von heftigen Schmerzen ergriffen, weil ich voraussehe, wie viel Schaden sie meinen Nachkommen zufügen werden. » So enthüllt sich dem seherischen Blick des Genius die Zukunft.

Der Mensch

An sich scheint uns die Einfügung eines Kapitels « Der Mensch » in Biographien unnötig. Aus den Symptomen des Handelns muß der Porträtist die Seele des Helden zu deuten wissen. Doch wollen wir mit Karl dem Großen eine Ausnahme machen, denn nächst der äußeren Physiognomie kann die kleinste Gewohnheit uns bestimmte Züge seines Charakters enträtseln. Auch liegt in der Wiedergabe von Anekdoten die wahre Stärke seines Biographen. Mit dem Äußeren zu beginnen:

das Alter nimmt Karl nichts von seiner würdevollen Erscheinung. Durch das sein Haupt umwallende weiße Haar wird sie noch gehoben. Einzig der etwas zu weit herabhängende Bauch stört das Ebenmaß seiner Glieder. Nur bei festlichen Gelegenheiten trägt er ein golddurchwirktes Gewand, mit Edelsteinen besetzte Schuhe, einen durch goldene Haken zusammengehaltenen Mantel, auf dem Haupt ein aus Gold und Juwelen verfertigtes Diadem. An anderen Tagen ist er fast in nichts von dem gemeinen Mann unterschieden. Seine Kleidung ist die fränkische Volkstracht: ein leinenes, von seinen Töchtern gewebtes oder gesponnenes Hemd, leinene Unterhosen, leinene Hosen und Beinbinden, Schnürschuhe, ein viereckiger, über die Schultern gelegter Mantel; im Winter ein aus Seehunds- und Zobelpelz verfertigter Rock, an der Seite immer das Schwert, der Schrecken seiner Feinde.

An einem Feiertag, da er in Italien weilt, sagt er nach der Messe zu den Seinigen: « Laßt uns auf die Jagd gehen, bis wir etwas erbeuten. Alle in der Kleidung, die wir jetzt anhaben. » Es ist ein kalter Regentag. Er selbst hat einen gewöhnlichen Schafspelz an. Die übrigen aber gehen in Seide, Marder- und Hermelinfell gehüllt, mit Pfauenfedern verziert und verbrämt mit tyrischem Purpur. So durchschweifen sie den Wald, und zerfetzt von Baumzweigen und Dornen, durchnäßt vom Regen, beschmutzt durch das Blut der erlegten Tiere kehren sie zurück. Da spricht der Kaiser: « Keiner von uns ziehe seinen Pelz aus, bis wir schlafen gehen, damit er auf unserm Leibe besser trocknen könne. » Nach diesem Befehl sucht sich jeder ein Feuer, um sich daran zu wärmen. Tief in der Nacht werden sie endlich entlassen. Als sie nun anfangen, die feinen Felle und Seidenstoffe auszuziehen, gehen diese in tausend Stücke. Am nächsten Tag erhalten sie von Karl Befehl, sich in ihren Anzügen wieder vorzustellen. Als er sie in ihren Lumpen sieht, spricht er zu seinem Kämmerer: « Bringe mir meinen Schafspelz. » Unversehrt und glänzend weiß wird er gebracht. Er nimmt ihn in die Hand, zeigt ihn allen und spricht: « O ihr törichtsten aller Menschen. Welches Pelzwerk ist nun kostbarer und nützlicher, meines hier, das ich für einen Schilling gekauft habe, oder eures, das so viele Tausende gekostet hat? » Da schlagen sie die Augen nieder und vermögen nicht, seinen schrecklichen Anblick zu ertragen. Seinen höchsten Unwillen erregen friesische Kaufleute, die den Franken kurze Röcke zu demselben Preis verkaufen wie die gewohnten langen Mäntel. Drastisch lautet seine Strafrede: « Wozu sind diese Lappen gut? Im Bett kann ich mich nicht mit ihnen zudecken, zu Pferde kann ich mich nicht gegen Wind

und Wetter schützen, und wenn mich ein Bedürfnis der Natur ankommt, verfrieren mir die Beine. »

Höchst selten gibt er große prunkende Gastmähler; für gewöhnlich besteht seine Tafel aus vier Gängen, denen er mit Mäßigkeit zuspricht: gebratenes Wildpret, das seine Jäger am Bratspieß bereitet haben, ist seine Lieblingsspeise. Den Ärzten, die, modernen Kollegen sinnesverwandt, sie ihm ernstlich widerraten, schlägt er ein Schnippchen. Trunkenheit ist ihm verhaßt; er selbst setzt, obwohl die edelsten Weine unter seinem Szepter wachsen, über Tisch den Becher kaum mehr als dreimal an die Lippen. Während der Tafel hört er gern Musik, oder er läßt sich etwas vorlesen, zumal aus der Geschichte seiner Vorfahren oder aus einem Kirchenvater. Zum Nachtschisch nimmt er Obst, wozu er noch einmal trinkt. Dann hält er eine zwei- bis dreistündige Siesta als Ersatz für häufige Unterbrechungen der Nachtruhe. Während des Ankleidens empfängt er Freunde, entscheidet Streitsachen, erledigt Reichsgeschäfte. Morgens und abends, auch bei den nächtlichen Horen und zur Zeit der Messe, besucht der fromme Herr, wenn er nicht unpäblich ist, fleißig die Kirche.

Unbegrenzt ist sein Bildungsbedürfnis. Er zieht Gelehrte aus allen Teilen seines Reiches an seinen Hof und erfreut sich ihres Umgangs in zwanglosem Verkehr unter Decknamen klassischen oder biblischen Ursprungs. Er selbst heißt David, der Northumbrier Alkuin, den er auch zu wichtigen Staatsgeschäften verwendet, Flakkus, der Franke Angilbert, sein poetisch begabter Jugendfreund, Homer, der kunstverständige Maingauer Einhard, der später sein Biograph wird, nach dem Baumeister der Stiftshütte Bezaleel. Von Alkuin läßt er sich in der Rhetorik, Dialektik und Astronomie unterrichten, von dem alten Diakon Petrus von Pisa in der Grammatik. Die Kunst des Schreibens hat er in der Jugend nicht erlernt, aber im Alter sucht er das Versäumte nachzuholen. Unter seinem Kopfkissen liegt stets eine Schreibtafel, auf der er in schlaflosen Stunden, freilich ohne großen Erfolg, seine ungelinken Finger übt. Bildung will er durch Stiftung von Knabenschulen an allen Bischofssitzen und in allen Klöstern in seinem ganzen Reich verbreitet wissen. Auf einzelnes einzugehen wäre pedantisch. Seine Ungeduld reizt ihn einmal zu dem Ausruf hin: « O daß ich doch zwölf Geistliche hätte von solchem Wissen, wie es Hieronymus und Augustin besaßen. » Da erkühnt sich Alkuin, ihn mit den Worten zu tadeln: « Der Schöpfer des Himmels und der Erde hatte nicht mehr von ihrer Art, und du willst zwölf haben! »

Wie alle großen Herrscher ist auch Karl ein großer Bauherr. Dabei geht ihm Einhard, sein Minister der öffentlichen Arbeiten, zur Hand. In Ingelheim und in Nimwegen erstehen herrliche Pfalzen des Kaisers. Aus Rom und aus Ravenna läßt er marmorne Säulen zum Schmuck der Marienkirche in Aachen kommen. Er erbaut sich dort ein Schloß, von dessen Söller er durch das Gitterwerk alles sehen kann, was von den Umwohnenden anscheinend im Verborgenen geschieht, und ein Bad, dessen warme Heilquellen Hunderten zugute kommen. Er aber tut es noch als Greis allen im Schwimmen zuvor. Man staunt über seine ungeheure Arbeitskraft und Tätigkeit, die das Größte und Kleinste umfaßt. Derselbe Mann, der in Person 25 Feldzüge mitmachte, 29 Reichstage hielt, in Heerwesen, Rechtspflege, Verwaltung umgestaltend eingriff, rechnet seinen Güterpächtern auf Heller und Pfennig nach, überzählt Einnahmen und Ausgaben, kümmert sich um die Besserung des Kirchengesangs, sieht Schulbücher durch, überträgt die Wind- und Monatsnamen aus dem Lateinischen ins Deutsche, entwirft eine deutsche Grammatik, sammelt die alten deutschen Heldenlieder. Nur Cäsar, Friedrich, Napoleon lassen sich an persönlicher Vielseitigkeit mit ihm vergleichen.

Die Frauen

Frauen, legitime und illegitime, spielen im Leben Karls des Großen eine bedeutende Rolle. Karl war sehr empfänglich für weibliche Reize. Schon bei Lebzeiten des Vaters hat er ein Verhältnis zu der lieblichen Fränkin Himiltrud. Diesem entsproß ein Sohn namens Pippin, schön von Angesicht, aber durch einen Höcker verunstaltet. Er ließ sich, erwachsen, in eine Verschwörung gegen den Herrscher ein, nach deren Entdeckung er mit geschorenem Kopf in ein Kloster gesteckt wurde. Nach dem Tode des Vaters führt Karl auf Betreiben der Mutter die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, Berterad, heim. Politische Gründe haben den Ehebund geschlossen. « Schön ist sie nicht », denkt Karl, und nach kurzer Frist sendet er sie, weil sie kränklich ist und keine Nachkommenschaft verspricht, ihrem Vater zurück. Nicht lange danach vermählt er sich mit der schönen, erst dreizehnjährigen Enkelin des Alemannenherzogs Hildegard. Sie ist zart, schlank und blond, wie es sein Typ war. Vier Söhne und sechs Töchter gebiert sie ihm; aber sie wird ihm mit 26 Jahren durch den Tod entrissen. Noch ehe das Trauerjahr um ist, erhebt er Fastrada, die Tochter des ostfränkischen Grafen

Rodolf, zu seiner Gemahlin. Diesem Ehebund entsprossen zwei Töchter. Aber die hochfahrende Frau ist sein böser Genius. Sie bringt viele Große gegen ihn auf. Er empfindet es als eine Befreiung, da der Tod sie hinwegnimmt, und er ihr in der schönen frommen Liutgardis, einer edlen Alemannin, eine Nachfolgerin geben kann. Schon vorher hat er mit ihr in innigster Vertrautheit gelebt, daneben aber noch eine Buhle gehabt, die ihm eine Tochter gebar. Nach Liutgardis Tod bleibt er unvermählt. Der Plan, jene byzantinische Kaiserin Irene durch Angebot seiner Hand zu versöhnen, wird zu Wasser. Er holt sich einen Korb. Aber der Sechzigjährige legt sich drei Kebsweiber zu: Regina, Adalinde und die Sächsin Gerswinda, die ihn noch mit drei Töchtern und zwei Söhnen beschenken. Die unchristlichen Ausschweifungen des frommen Herrn gaben viel Anstoß. Aber niemand wagte es, ihm Vorwürfe zu machen. Erst nach seinem Tod versetzte die Vision eines entrüsteten Geistlichen den alten Sünder ins Fegefeuer, wo er furchtbare Qualen des Gliedes, mit dem er gesündigt, zu leiden hatte.

Das Beispiel, das er gibt, trägt üble Früchte bei seinen Töchtern. Sie sind bezaubernd schön, von trefflichen Lehrern unterrichtet, zur Arbeit mit Spinnen und Rocken angehalten, in aller Ehrbarkeit erzogen. Aber da der Vater sich nicht entschließen kann, sie von sich zu lassen und zu vermählen, rächt sich die Natur auf ihre Weise. Die Sage berichtet, daß seine Tochter Imma seinem Vertrauten Einhard heimlich ihr Herz geschenkt und ihn auf ihren Schultern über den Schloßhof zu seiner Wohnung zurückgetragen habe, damit nicht die Spur der männlichen Füße im Schnee, der inzwischen gefallen war, den unerlaubten Besuch verrate. Sicher ist es, daß sein Jugendfreund Angilbert, den er mit einer Abtei in der Picardie begabte, trotz seiner geistlichen Würde Karls Lieblingstochter Bertha sich als Bettgenossin gewann. Karl sah durch die Finger und erfreute sich der zwei Enkel, die aus diesem Liebesbund hervorgingen. Ebenso gewiß ist es, daß eine andere Tochter des Kaisers, Hrothrud, von der Dichtung als die wegen ihrer Sitten berühmte « Jungfrau » verherrlicht, dem Grafen Rorich von Maine einen Sohn gebar. Das Treiben in den hohen Regionen war so übel, daß von einer Nichte des Kaisers, Gundrade, gerühmt werden konnte, sie allein unter allen Mädchen im Palast habe allen Versuchungen widerstanden. Ferne sei es von uns, den Sittenrichter spielen zu wollen. Kleine Flecken können das glänzende Bild des großen Kaisers ebenso wenig verdunkeln, wie das Napoleons seine eigenen, seiner Verwandten und seines Hofes amoureuse Abenteuer.

Das Ende

Karl hat die Siebzig überschritten. Er überblickt sein Werk und hat das Bewußtsein, Großes vollbracht zu haben. Germanen und Romanen sind unter ihm geeint. Die Sarazenen in Spanien, die Wiltzen im Slavenland, die Dänen im hohen Norden beugen sich seiner Macht. Selbst die hochmütigen Byzantiner erkennen ihn, gegen Rückgabe Venedigs und der dalmatinischen Städte, als gleichberechtigten Kaiser an. Er selbst ist noch rüstig, pflegt der Jagd, stärkt sich durch Leibesübungen. Aber er hinkt auf einem Fuß und wird oft von Fiebern heimgesucht. Zur Sicherung seiner Nachfolge erklärt er auf einer großen Reichsversammlung in seiner Pfalz zu Aachen, seinen Sohn Ludwig, den ihm Hildegard geschenkt, zum Erben des kaiserlichen Namens. Er setzt ihm eine goldene Krone aufs Haupt und mahnt ihn in einer ernstesten Ansprache an die Pflichten, die er mit dem Kaisertum zu übernehmen hat. Sollten ihn aber an diesem Tag nicht schwere Sorgen erfüllt haben? Er kennt das Naturell dieses Sohnes, der ungleich ihm ein weichlicher Grübler ist, weltlichen Dingen so abgeneigt, daß er am liebsten in ein Kloster gegangen wäre. « Wird mein stolzer Bau, » sagt er zu sich, « unter diesem Schwächling nicht wieder zerfallen? Werden die eisernen Klammern, die ich geschmiedet, nicht wieder zerbrechen? » Bald danach muß er, vom Fieber gepackt, sich ins Bett legen. Er sucht seiner Gewohnheit nach durch Hunger die Krankheit, eine Rippenfellentzündung, zu bezwingen. Aber er wird von Tag zu Tag schwächer. Am Morgen des 28. Januar 814, dem siebenten Tag seines Siechtums, naht sein Ende. Er streckt die rechte Hand aus, macht mit der letzten ihm verbleibenden Kraft das Zeichen des Kreuzes über Stirn und Brust, schließt die Augen und singt mit leiser Stimme: « In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist. » Dann ist alles zu Ende. Sein Leichnam wird gewaschen, mit unsäglichem Wehklagen des Volkes in die Marienkirche verbracht und dort bestattet.

Die altmodische kritische historische Schule nimmt für gewöhnlich an, der große Kaiser sei in einem antiken Marmorsarkophag beigesetzt worden. Wir aber halten uns an eine andere Überlieferung, weil wir uns ohne das des schönsten pikanten Schlußeffektes berauben würden. Danach fand der romantische Kaiser Otto III., als er sich im Jahr 1000 die Gruft des Aachener Münsters öffnen ließ, den toten Karl aufrecht wie einen Lebenden auf einem Stuhl sitzen, auf dem Haupt eine goldene Krone, in der Hand ein Szepter. Die Hände waren mit Handschuhen bekleidet, durch welche die Nägel durchgewachsen waren. Der Leich-

nam war unverwest, außer der Nasenspitze. Otto warf sich vor dem Toten auf die Knie zum Gebet. Dann ließ er ihm neue weiße Kleider anziehen, die Nägel abschneiden, die Nasenspitze von Gold wieder herstellen. Aus dem Mund entnahm er als kostbare Reliquie einen Zahn und ließ die Gruft wieder schließen. Das Volk mißbilligte, daß der junge Kaiser die Ruhe Karls gestört habe, und es ging die Sage, Karl sei ihm im Traum erschienen, habe ihm sein nahes Ende vorausgesagt und ihm verkündet, er werde ohne Nachkommen sterben.

Unsre biographische Skizze ist abgeschlossen. Kein Satz ist in ihr erfunden, mit Ausnahme der Selbstgespräche. Keine Jahreszahl, kein Dokument ist verbogen, gerade wenn aus stilistischen Gründen beide immer verschwiegen sind. Unser hauptsächliches Bemühen war: aus den einzelnen Phasen dieses großen Daseins die inneren Stimmungen und die äußeren Erlebnisse des Helden anschaulich aufzufangen. Der moderne Leser, dem wegen Mangel an Zeit und Sammlung die Lektüre von ernsthaften Werken der Fachhistoriker selbstverständlich nicht zugemutet werden kann, wird, wie im Kino, durch die Aneinanderreihung schnell und flüchtig vorüberrauschender Einzelbilder gefesselt werden. Wo das hier nicht möglich war, liegt die Schuld nicht am Darsteller, sondern an dem leider allzu spröden Material.